MONATSSERIE

Also bin ich

TEIL 2

Foto: Keystone/STR/SDDP

Die Selbstverwirklichten

Ein Essay von Andreas Nentwich

Foto: eyetronic, fotolia.com

Es war in den 1970er Jahren, als plötzlich ein Wort auftauchte, das andere Wörter im Schlepptau hatte und hinter diesen alle möglichen Ideologien. Das Wort war zerbrechlich und empfindsam. Tapfer reckte es sein fünfsilbiges Raupenkörperchen gegen das autoritäre Menschenbild der Nachkriegszeit. Eindeutig kam es aus der linken Ecke, es hatte mit «68» zu tun, aber den ganz radikalen Klassenkämpfern gefiel es auch nicht, weil es «eskapistisch» war, auf gut deutsch: weltflüchtig. Das eskapistische Wort hiess Selbstverwirklichung. Bald triefte und tropfte es in alle menschlichen Verhältnisse, wurde zum Geist der Zeit – und blieb. Bis heute.

Befreiung zu was?

Der politisch-revolutionäre Kampf der 68er-Generation gegen die Herrschaftsstrukturen von Staat, Wirtschaft, Kirche und Bildungsinstitutionen war nur das verstörendste Symbol eines Wandels, der sich in vielen Menschen, auch unpolitischen, vollzog, und spätestens zehn Jahre nach 1968 eine veränderte Welt hinterliess: eine modernere.

Zwar waren die wirklichen Machtverhältnisse alles andere als aufgehoben, zwar hatte der berühmte «Marsch» der kritischen Geister «durch die Institutionen» gerade erst begonnen, aber etwas Unumkehrbares hatte sich ereignet: Alle Autoritäten, alle Tugenden und hehren Werte wurden «hinterfragt». Selbstbestimmung hatte als Daseinszweck die Treue zu Vaterland, Firma, Familie abgelöst, von Anpassung, «entfremdeter» Arbeit, Besitz ganz zu schweigen. Ein weicher Wert wie «Glück» hatte sich als Lebenssinn und Anspruch etabliert. Was war geschehen? Und woher gedachte man, ja ab sofort auch «frau», die Selbstbestimmung zu nehmen? Wozu wollten man und frau sich überhaupt befreien und von wem und was?

Es ist leichter, einen Pudding an die Wand zu nageln, als einen historischen Wandel dingfest zu machen, der alle Schichten der Gesellschaft und alle Bereiche von Politik, Kultur und Religion erfasste, der mehr «in der Luft lag», als dass er Ausdruck einer einzigen – marxistischen, trotzkistischen, überhaupt politischen – Ideologie gewesen wäre. Fest steht nur: Jeder Mensch, der heute über 50 ist, weiss mit Sicherheit, dass dieser Wandel stattfand, trägt einen historischen Bruch in seiner Biografie, auch wenn er nicht gegen den Vietnamkrieg demonstrierte, nicht die Mao-Bibel konsultierte und sich nicht gefühlt im Partisanenkampf gegen das kapitalistische Ausbeutersystem befand.

Sich selber spüren

Sicher folgte nur eine Minderheit dem Schlachtruf «Macht kaputt, was Euch kaputt macht», aber die Zeit war einfach reif. Eine Jugend hatte genug von der Stickluft einer ängstlichen, engherzigen, lustfeindlichen Doppelmoral, genug von Kirche und Küche, Gehorsam und verlogener Harmonie. Sie wollte die Gesellschaft demokratischer, gerechter, menschlicher machen, und bei all dem wollte sie sich selber spüren. Vielleicht war es die Musik, von den Stones über Jimi Hendrix und Janis Joplin bis zu Deep Purple, die zuerst die wilde Sehnsucht nach Selbstverwirklichung überborden liess. Aber mit «Sex, Drugs, Rock'n Roll» war immer der Anspruch auf ein tieferes, «authentisches» Leben – noch so ein Wort – verbunden. Gesucht wurde es zeitgleich im Klassenkampf und fernöstlicher Spiritualität, in der Selbstbefreiung durch Therapien oder das Studium der Psychoanalyse, vorzugsweise in der Spielart «Wilhelm Reich». Der in den Marxismus entlaufene Freud-Schüler hatte den Zusammenhang zwischen psychi-schen und muskulären Panzerungen als das eigentliche Unheil der bürgerlichen Kultur ausgemacht. Folgerichtig erklärte er die Befreiung der verklemmten Körper als Königsweg zum Einswerden mit sich. Etliche Begriffe aus dem Reich'schen Universum wie zum Beispiel «orgiastische Potenz» wurden in die Hausapotheken übernommen, wobei sich zeigte, dass «Sexualität» auch bei den 68ern noch Männersache war – der berühmte Sponti-Spruch «Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment», verrät es.

Viele gescheite Frauen sprangen vom grossen Befreiungszug ab, weil sie auch hier nichts anderes fanden als männliche Manipulation: Machomuster und Machosprache. Sprache, da waren alle sich einig, formt das Bewusstsein. Es entstand die feministische Linguistik, verbunden mit Namen wie Senta Trömel-Plötz und Luise F. Pusch, und in ihrem Windschatten blühten die mehr oder weniger erleuchteten Abrechnungen mit der Männerwelt, von Verena Stefans «Häutungen» (1975) bis zu Svende Merians «Der Tod des Märchenprinzen» (1980). Das Buch der Bücher aber hatte schon 1951 Simone de Beauvoir geschrieben, die Schneekönigin der Frauenbewegung; es hiess «Das andere Geschlecht». 1979 gründete Alice Schwarzer die Zeitschrift «Emma», das Wochenmagazin

Foto: Keystone/STR/SODP

«Stern» wurde zum Schauplatz für weibliche Bekenntnisse zur Abtreibung und zum eigenen unperfekten Busen, wobei alle Busen trotzig und zur Freude der männlichen Käuferschaft abgebildet waren.

Lust ist eine ernste Sache

Wie wurde nicht bekannt, gestanden, abgerechnet und Selbstgericht gehalten in diesen seltsamen 1970er Jahren! Nur wenigen der Beteiligten dürfte bewusst gewesen sein, wie sehr sie Erben des Pietismus waren mit ihrem Bekennerdrang und Gewissenserforschungsfuror. Der breite Weg zu lustvoller Entgrenzung, eifersuchtslosem, «repressionsfreiem» – wieder so ein Wort – Sex war gepflastert mit moralischem Rigorismus und protestantischem Aufrichtigkeitspathos. Nicht zufällig gehört der humorlose Selbstfindungsapostel Hermann Hesse zu den Gurus der grossen Befreiung, die von grüblerischer Sinnsuche und ideologischem Rechtfertigungsdrang geprägt war. Und es waren auch weniger die Lotterbetten als die Küchen der Kommunen, später WGs genannt, in denen die «Fremdbestimmung» – auch so ein Wort - abgestreift und die Beziehungsdiskussion recht eigentlich erfunden wurde. Das intellektuelle Rüstzeug gaben Bücher, zu deren Charakterisierung der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki den Begriff «Neue Subjektivität» einführte. Abrechnungen mit Vätern, Müttern, Eltern, Frauen, Männern: Die hohe Literatur, verknüpft mit Namen wie Peter Weiss, Peter Handke, Botho Strauss, Martin Walser, Christoph Meckel oder Gabriele Wohmann, erklärte das Private kurzerhand für politisch. Die romanhaften Auseinandersetzungen mit weiblichen Rollenmustern und Liebesverstrickungen von Brigitte Schwaiger («Wie kommt das Salz ins Meer», 1977), Karin Struck («Klassenliebe» 1973) oder der schon genannten Svende Merian wurden zu Bestsellern. Nichts aber bildete die Fieberkurve der Zeit so genau ab wie die Suhrkamp-Sammelbände, die «Verständigungstexte» hiessen, und in denen Männer und Frauen über Geschlechterrollen, Körper, Liebe, Sex, verkorkste Kindheiten und das gesellschaftsverändernde Potenzial ihrer Selbstverwirklichungen räsonierten. Hier herrschte «Betroffenheit» – ganz ein zählebiges Wort –, hier haderten sensible Männer mit ihrem eigenen «sexistischen» Frauenbild, mit ihrem Horror vor Homosexualität, die bei sich zu entdecken sie sich irgendwie verpflichtet fühlten –, oder sie gaben ihre lebenslange Angst vor den Gebrüll und Testosteron ausdampfenden Mann-Männern zu Protokoll. Sie formulierten das Programm einer Verunsicherung, die noch mehrere Generationen nach ihnen erfasst hat. Denn die neue, gewaltfreie Geschlechtsidentität, von der zu träumen sie sich bemühten, setzte voraus, dass die Männer alles bekämpften, was sie bis dahin ausgemacht hatte, also sich selbst.

Weiblicher werden

«Die Welt wird schwerlich von denen aus der Scheisse gezogen, die sie Jahrhunderte lang hineingeritten haben», schrieb Jochen Schimmang, der führende Verständigungstextler. Weiblich musste man werden, damit die Welt weiblicher wurde, gerechter, toleranter, friedensbewegt! So sprachen die neuen «Softies» – noch so ein Wort – und litten darunter, dass sie, zum Mannsein verdammt, weiblicher vielleicht doch vor allem werden wollten, um die Frauen auf die sanfte Tour herumzukriegen. «Anlehnen möchte ich mich, meinen Kopf in den Schoss einer Frau legen oder in den Schutz ihrer Achselhöhle. Ein bisschen schmusen möchte ich, mich ein bisschen bespötteln, nicht verletzend.» Kriegserklärungen wie diese von Jochen Schimmang an ein Männlichkeitsideal, das den Frauen ihren Platz am Herd zuwies und für etwas feiner gestrickte Männer stets eine Qual bedeutet hatte – aus welchen Quellen jenseits eines verhäulten Muttersöhnchenrepertoires sollten sie eine «andere» männliche Sprache schöpfen, eine mit Rückgrat und aufrechtem Gang?

Die neuen Rollenbilder hatten kein Vorbild, die Softies waren unglückliche Machos; sie versuchten sich am – Achtung: Wort! – «herrschaftsfreien Diskurs» mit den Frauen und führten für alle Zeiten eine neue Art von Heuchelei ins Geschlechterverhältnis ein, indem sie die männliche Besessenheit von Brüsten, Pos und Beinen demütig als Todsünde anerkannten. Dagegen waren und blieben die Führer der Revolution fingerschnippend auf das Groupie als dienende Muse fixiert: richtige Kerle mit Brusthaar und Kettchen, an die sich die kühnsten und schönsten Frauen – nicht weniger in alten Rollenmustern gefangen – leidenschaftlich hadernd anschlossen. Die 1970er Jahre waren ein zwischenmenschliches Experimentallabor. Bei Weitem nicht alles glückte, viele logen sich in die Tasche, manche verfolgten hinter einfühlsamem Psychogequatsche ihre Karrierepläne, andere hielten die Sinnsuche schon für eine Lebensleistung und wurden nicht erwachsen. Und dennoch verdanken wir dem Selbstversuch derer, die um 1970 15, 20, oder 30 Jahre alt waren, eine Gesellschaft, aus der niemand, der einigermassen bei Trost ist, zurück möchte in die muffige Vorzeit.

Sich lieben lernen

«Verständigungstext», schrieb der damals 31-jährige Jochen Schimmang 1979, sei ein Text zu nennen, über den sich «in der Diskussion Ver-

ständigung – Selbstverständnis (der einzelnen, der Gruppe) ein bisschen herstellen» könne. So verquer die Formulierung ist, erschliesst sie doch, was für die Pioniere der Selbstverwirklichung noch unerlässlich war: die Diskussion, der Prüfstand der anderen Meinung, die kritische Nachfrage und, so lässt sich ergänzen, die Abgleichung des privaten Glücks mit dem Wohl der Menschheit. Wegweisend war die Utopie einer befreiten, gerechten Gesellschaft von mündigen, selbstbestimmten Subjekten. Dieser Horizont überwölbt noch die esoterischsten und drogenverblödetsten Selbstfindungstrips der Hippie-Bewegung. Man glaubte an einen idealen Naturzustand, etwa bei bestimmten indigenen Völkern. Man wollte den Konsumzwang überwinden, und nie, auch wenn man zuvörderst an die eigene Befriedigung dachte, verwirklichte man sich für sich allein: Nur befreite Menschen würden eine freie Gesellschaft aufbauen können. So versuchte erstmalig eine Generation, sich lieben zu lernen «wie sich selbst», denn die Selbstliebe hatte bis dahin weder einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft noch in ihren Kirchen gehabt.

Und wir Heutigen? Sind Nutzniesser. Trotz aller Rückschläge und Desillusionierungen haben die 68er die Grundlage für eine Kultur gelegt, in der soziale Gerechtigkeit, Toleranz, argumentative «Verständigung» und die Gleichstellung der Geschlechter – zumindest theoretisch – hohe Werte sind. Verloren aber ist die – gesellschaftliche – Utopie. Was heute in Europa als Utopie formuliert wird, zielt zurück auf den frommen Lügenverbund von Nation und Familie. Solidarität und Mitverantwortung sind zum Minderheitenprogramm geworden. Gewiss: Die (christlich, humanitär, politisch, kulturell) Engagierten sind in allen Milieus anzutreffen und bilden eine konstant grosse Minderheit. Die anderen aber, und auch sie sind in allen Milieus anzutreffen, verwirklichen sich selbst in einem körperfixierten, konsumfixierten, erfolgsfixierten und keimfreien Hedonismus, der Horizont und Interessen der eigenen Kleingruppe nicht überschreitet und für den sozialen Frieden nicht unbedingt nur Gutes hoffen lässt.

In der nächsten Ausgabe:
«Mein Körper, das bin ich!» Eine Selbstverständlichkeit – oder doch nicht?

Foto: Keystone/AP/PH/SODP